

Mandy Sayer
Bis ans Ende des Horizonts

Mandy Sayer

**Bis ans Ende
des Horizonts**

Roman

Aus dem Australischen
von Wolfgang Seidel

blanvalet

Die australische Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
»Love in the Years of Lunacy« bei Allen & Unwin, Sydney.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung November 2012 bei Blanvalet,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH,
München.

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Mandy Sayer
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Blanvalet,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagmotiv: Getty Images/Photolibrary/Paul Nevin

Redaktion: Anita Hirtreiter

ES · Herstellung: sam

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38037-4

www.blanvalet.de

Für Louis

*Und in Erinnerung an meine Eltern Gerry und Betty. Viele ihrer
Erzählungen und Abenteuer haben mich zu dieser Geschichte
inspiriert.*

Vorspiel

»Mein lieber Junge, wenn du das hörst, bin ich entweder vermisst oder tot. Das möchte ich von der Geschichte, die ich dir jetzt erzählen will, nicht behaupten – aber irgendwie will es mir nicht gelingen, sie wirklich zum Leben zu erwecken. Ich konnte mich eben immer schon besser durch Musik ausdrücken als durch Worte. Das ist bei dir ja ganz anders. Deshalb möchte ich, dass du diese Tonbänder eines nach dem anderen abspielst und dass du dabei die Geschichte aufschreibst, die ich darin erzähle. Und indem du unsere Geschichte – die Geschichte von Martin und mir – aufschreibst, schreibst du auch deine eigene Geschichte.«

Pearl, meine Tante, hat immer wieder Anläufe unternommen, ihre »Memoiren« zu schreiben, doch sie kam damit nie weiter als bis zu dem Tag, als sie ihre Unschuld in einem Vergnügungspark verlor. Sie kritzelte Sätze auf die Rückseite von Stromrechnungen, auf Papierfetzen oder in ihre Notizbücher, die hauptsächlich Notentwürfe für Kompositionen, welche sie nie vollendet hat, enthalten. Ihre kurzen Kapitel ergaben allerdings nie mehr als eine Aneinanderreihung von mit viel zu vielen Adjektiven gespickten Anekdoten, die sie ohne Punkt und Komma verfasste.

Vor einem Jahr ist sie gestorben, zwei Monate nach meinem Vater Martin. Pearl und Martin waren Zwillinge und

beide spielten Saxofon, aber Tante Pearl war die Musikalischere von ihnen. Sie wird in etlichen Handbüchern über die Jazzszene in Australien erwähnt, die seit den siebziger Jahren veröffentlicht wurden. Darin wird besonders hervorgehoben, welchen entscheidenden Beitrag sie dazu geleistet hat, dass der amerikanische Bebop auch in Australien heimisch wurde. Kein Mensch, nicht einmal der berühmte Saxofonist Don Burrows aus Sydney, kann sich heute erklären, woher sie darüber so viel wusste, ohne ausreichende Erfahrung damit zu haben.

Es ist gerade mal ein Woche her, dass mir Brian Jackson einen Besuch abgestattet hat. Jackson ist ein Musikhistoriker und befasst sich vor allem mit der Geschichte des Jazz. Leider kam er ungelegen, weil ich das Haus renoviere und an dem Tag gerade die Fußböden im Obergeschoss abgeschliffen wurden. Die Schleifmaschine machte einen ohrenbetäubenden Lärm, und ich konnte ihn kaum verstehen. Immerhin teilte er mir mit, Pearl habe ihn kurz vor ihrem Tod gebeten, wegen einiger Tonbandkopien hier im Haus Kontakt mit mir aufzunehmen. Aus irgendeinem Grund bestimmte sie, dass er erst ein Jahr nach ihrem Tod wegen dieser Aufnahmen zu mir kommen sollte. Warum sie diese Vorkehrung traf? Ich weiß es nicht. Und Brian weiß es auch nicht.

»Es geht um Folgendes«, setzte er an. »Ich schreibe gerade an einem neuen Buch über den australischen Jazz, und ein Kapitel befasst sich mit deiner Tante.«

Daraufhin erklärte ich ihm, dass ich ihre Aufzeichnungen und sämtliche Schallplatten und dergleichen aus ihrem Besitz bereits dem Nationalarchiv in der Hauptstadt Canberra gestiftet habe. Doch Brian erwiderte, dass es ihm nicht um ihre Notizen gehe.

»Alles, was hier war, habe ich dem Archiv übergeben«, sagte

ich ihm, aber anscheinend konnte ich ihn damit nicht wirklich überzeugen. Er ließ seinen Blick durch das Wohnzimmer und das angrenzende Esszimmer schweifen. Einige Sekunden lang starrte er den ausgestopften Hund auf einem Regal nahe beim Klavier an. »Das Haus ist ja ziemlich groß«, meinte er. Er wirkte sowohl hoffnungsvoll als auch ein bisschen verzweifelt. »Sie sagte mir, sie hätte sie gut versteckt, und erwähnte eine Spielzeugkiste. Klingelt da bei dir irgendwas?«

Ich dachte einen Augenblick lang nach. Mein Sohn hatte eine Kiste für seine Spielsachen, als er klein war, doch das ist zwanzig Jahre her, und die Kiste ist längst verschwunden.

Ich schüttelte den Kopf und fragte Brian, in welchem Verlag sein Buch erscheinen solle. Vor vielen, vielen Jahren waren er und ich beim gleichen Verlag, einer kleinen Firma in Melbourne. Nachdem sich mein dritter Krimi als bescheidener Verkaufsschlager entpuppte, war es meinem Literaturagenten gelungen, mit dem unabhängigen Großverlag Allen & Unwin in Sydney einen Vertrag über vier Bücher auszuhandeln. Seitdem hat meine Schriftstellerkarriere zum Höhenflug angesetzt.

Mein Serienheld ist Herman Djulpajurra, ein Detektiv mit Aborigine-Herkunft, der in einer entlegenen Missionsstation aufgewachsen ist. Als Junge hat er gelernt, Spuren und Fährten zu lesen, wie man sich im Buschland zurechtfindet und dessen Zeichen deutet; dann ging er an die Universität Sydney und studierte Moderne Kriminologie. Zu Beginn des ersten Romans der Serie ist er sechsundzwanzig Jahre alt und kehrt als Privatdetektiv in seine Heimat im Herzen Australiens zurück. Ich selbst stamme lediglich mütterlicherseits von Aborigines ab, doch während der vergangenen fünfzehn Jahre bin ich als der erste Aborigine-Krimiautor Australiens bekannt geworden. Deswegen wurde ich zu

Schriftstellerkongressen auf der ganzen Welt eingeladen, und außerdem kann ich von meiner Arbeit sehr gut leben. In meiner Krimiserie sind bisher zwölf Romane erschienen, aber seit dem Tod meines Vaters und meiner Tante im vergangenen Jahr habe ich lediglich die Traueransprachen und die Inschriften auf den Grabsteinen verfasst. Bis dahin hatte ich noch nie so etwas wie eine Schreibblockade erlebt. Und, um ehrlich zu sein, wusste ich seither auch nicht so recht, was ich mit mir anfangen sollte. Mich mit der Renovierung des Hauses zu beschäftigen hat mir zwar etwas geholfen, und ich habe auch angefangen, mich für Gartenarbeit und -pflege zu interessieren, allerdings fehlen mir inzwischen die Herausforderung, die ein weißes Blatt Papier für mich darstellt, und das Kribbeln, das ich empfinde, wenn ich aus einem Nichts heraus etwas erschaffen kann. Wenn ich mich durch das leere, große Haus bewege, komme ich mir oft von Gott und der Welt verlassen vor, wenn man davon absieht, dass es irgendwo noch eine geschiedene Ehefrau gibt sowie einen Sohn, der sein eigenes Leben lebt.

Meine Frage nach seinem Verlag beantwortete Brian nicht sofort, vielleicht war es ihm einfach nur zu laut. Stattdessen stand er auf und ging in dem Zimmer auf und ab. Mir fiel auf, dass sein Schnurrbart grauer war als früher und dass er seinen Ehering nicht trug. Als die Schleifmaschine oben unvermittelt abgestellt wurde, gab er mir gleichwohl die Antwort: »Ein akademischer Verlag ist an dem Projekt interessiert.«

Ich schlug die Beine übereinander und nickte.

»Aber nur unter einer Bedingung«, fügte er hinzu.

»Aha«, sagte ich. »Und die wäre?«

Brian lehnte sich an den Kamin und betrachtete ein Foto meines Vaters Martin und von Tante Pearl. Darauf sind die

beiden als Kleinkinder zu sehen, ganz identisch in Weiß gekleidet. »Ich müsste schon mit neuem Material über deine Tante aufwarten können.« Dann drehte er sich um und betrachtete mich mit einem Blick, als ob ich ihm absichtlich etwas für seine Forschungen vorenthalten würde. »Verstehst du, sie hat nämlich alle ihre Live-Konzerte auf Tonband aufgenommen.«

In dem Augenblick tat er mir leid, denn er ist ein hervorragender Musikwissenschaftler, doch ich hatte das Gefühl, dass er sowohl in seinem Privatleben als auch in seinem Berufsleben momentan in einer Sackgasse steckte, ganz ähnlich wie es mir selbst gerade erging. Daher versprach ich ihm, das ganze Haus gründlich abzusuchen. Ich brachte ihn zur Tür und versicherte ihm, ich würde ihn anrufen, sobald ich etwas gefunden hätte.

Anschließend verbrachte ich mehrere Tage mit der Suche nach den geheimnisvollen Tonbändern. Schließlich hatte ich sonst nicht viel zu tun. Obwohl ich mir sicher war, dass es keine einzige Spielzeugkiste im ganzen Haus gab, suchte ich den ganzen Keller ab, den Martin und Pearl früher immer zum Üben und für Proben genutzt hatten. Anschließend nahm ich mir Pearls Schlafzimmer im ersten Stock gründlich vor. Den Wäscheschrank. Alle Kisten und Kartons auf dem Dachboden. Dabei fand ich eines von Pearls alten Bandkostümen aus den Fünfzigerjahren – schwarze Hose und Jacke mit rot-weißer Paspel. Die Garderobe war seither nicht gereinigt worden, und als ich sie mir vors Gesicht hob, konnte ich selbst nach all den Jahren noch immer ihren vertrauten Geruch, einen etwas süßlichen Pfirsichduft, wahrnehmen, der bei mir sofort Kindheitserinnerungen wachrief: wie wir vierhändig Klavier gespielt haben, wie wir Hand in Hand Rollschuh gelaufen sind (einmal sind wir dabei direkt durch die

offen stehende Tür des Polizeireviers in unserer Nachbarschaft gerauscht), wie sie sich auf mein Bett setzte und Gute-Nacht-Geschichten für mich erfand, statt mir welche aus einem Buch vorzulesen. Nur Tonbänder fand ich keine. Ich tastete die Schlote der Kamine ab und filzte durch die nach Mottenpulver riechende Garderobe meiner Großmutter. Sogar den alten MG meines Großvaters, der im Hinterhof aufgebockt ist, habe ich gründlich durchsucht.

In dessen Handschuhfach fand ich eine alte Blechsparbüchse, die mir als Kind gehört hat. Als ich ein paar Münzen durch den Schlitz herausschüttelte, fiel mir plötzlich ein, wo ich die Dose früher versteckt hielt: in einem Loch unter dem Dielenboden im Zimmer meines Vaters. Als ich sechs oder sieben Jahre alt war, hatten Martin und Pearl mir dieses Versteck gezeigt. Dort hatten sie als Kinder selbst so manche Dinge vor den neugierigen Blicken Erwachsener verborgen: Lutscher, Streichhölzer, Geldmünzen und eine zahme Maus. Nur sie und ich kannten dieses Versteck, versicherten sie mir. Ich nahm es also dann einige Jahre lang selbst in Beschlag und verstaute dort meine Comics, Schokolade, die ich von meiner Großmutter geschenkt bekam, eine Schleuder und ein Messer, das ich einmal gefunden hatte.

Ich ließ die Sparbüchse fallen und raste zurück ins Haus. Das frühere Schlafzimmer meines Vaters wurde gerade renoviert. Der alte Teppich lehnte zusammengerollt an einer Wand, die von dem einen oder anderen Wasserschaden in Mitleidenschaft gezogenen Dielen lagen nackt und bloß. Mein erster Bick galt einer Stelle in der rechten Ecke, wo sich eine kleine Kerbe im Boden befand. Ich kniete mich davor, steckte zum ersten Mal seit fünfzig Jahren meinen Finger hinein und zog ein Stück des Bodens weg. Es war ein etwa dreißig mal dreißig Zentimeter großes Stück Holz wie eine

Mini-Falltür. In dem Hohlraum zwischen Boden und Kellerdecke entdeckte ich etwas, das wie eine große Metallkassette aussah, die mit reichlich Staub bedeckt war. Ich öffnete sie, und da waren sie: dreiundzwanzig durchgängig nummerierte Tonbandkassetten. Ich war schon drauf und dran, zum Telefon zu eilen, um Brian Jackson von meinem Fund zu berichten, doch nun war ich selbst neugierig geworden. Ich dachte mir, ich könnte mir ein paar Kassetten erst einmal selbst anhören und sie vielleicht auf CD überspielen. Das Dumme war allerdings, dass ich gar kein Abspielgerät für Tonbänder besaß. Wer hat heutzutage so etwas noch?

Ich überließ die Handwerker ihrer Arbeit auf der Veranda im ersten Stock und durchstöberte die Läden im lebhaften Kings-Cross-Viertel auf der Suche nach einem Tape Deck. Im Happy Hocker gibt es jede Menge gebrauchte Schallplattenspieler, Transistorradios und sogar ein altes Tonband-Mehrspurgerät, aber nicht das, was ich brauchte. In den basarhaften Läden fand ich alles, von Duftkerzen über Babywäsche, elektrische Handmixer, Serviettenringe, Schmuckkästchen bis hin zu Verlängerungskabeln. Genauso wenig Glück hatte ich im Gebrauchtwarenladen der wohlthätigen Wayside-Chapel-Gemeinde – leider hatte ich keinen Bedarf an ausgeleierte Klamotten oder nicht zusammenpassenden Ohringen ...

Vielmehr musste ich mich bis elf Uhr gedulden, bis der Verkaufsladen vom Pfandhaus aufmachte, wo ich das fand, wonach ich suchte: einen von diesen Ghettoblastern aus den Achtzigerjahren mit schwarzem und silbrigem Gehäuse, der mich lediglich fünfundsechzig australische Dollar, also knapp fünfzig Euro kostete, inklusive Batterien.

Ich legte dem Verkäufer das Geld hin, schaltete den Radioempfänger ein und suchte nach einem Sender mit Jazzmusik.

Der Klang aus dem Ghetto-Blaster war so laut, dass Duke Ellingtons *Take the »A« Train* für ein paar Augenblicke alle anderen Geräusche in dem Laden übertönte. Ich lud mir das Gerät auf die Schulter und verließ den Laden. Während ich zu dem bekannten Trompetensolo von Ray Nance die Straße entlangschlenderte, zog ich einige verstörte Blicke auf mich, und eine ältere Dame drückte mir sogar eine Münze in die Hand. Angesichts der Lautstärke, die aus den Boxen drang, war das Gewicht dieses Geräts erstaunlich gering.

Zu Hause angekommen bat ich Omar und seine Leute, heute mal früher und ausgiebig Mittagspause zu machen. Ich wollte eine Weile für mich sein und etwas Ruhe haben und zog mich in mein Arbeitszimmer zurück. Dort stöpselte ich das Kassettendeck in die Steckdose, goss mir einen doppelten Whisky ein und ließ mich auf meinem Schreibtischstuhl nieder.

Nun, da rundum Stille herrscht, öffne ich die Metallkassette, nehme die Kassette Nummer eins heraus, stecke sie ins Gerät und drücke auf Play.

Eigentlich hatte ich erwartet, nun einen Soundcheck von einem Konzert zu hören oder wie einige Musiker ihre Instrumente stimmen; doch nach einigen kratzenden Geräuschen vernehme ich nichts weiter als die näselnde Stimme meiner Tante und ihre Bitte, die Tonkassetten eine nach der anderen abzuhören und danach ihre Lebensgeschichte zu verfassen. »Jede einzelne Kassette bildet ein in sich abgeschlossenes Kapitel, mein Junge. Ich möchte, dass du dir eines nach dem anderen vornimmst, es anhörst und dann das dementsprechende Kapitel schreibst. Ich möchte auf keinen Fall, dass du vorzeitig das letzte Band anhörst. Das sollst du dir wirklich bis zum Schluss aufheben.«

»Mach was aus der Sache«, verlangt sie schließlich noch. »Du sollst es zum Klingen bringen.« Angesichts dieser Aufforderung verstehe ich besser, was sie eigentlich von mir will. Schließlich bin ich ein Autor, keine Tippse. Ich bilde Sätze und schmücke Szenen aus. Ich feile an den Worten und ringe um Nuancen. Das ist in der Tat vergleichbar mit dem, wie sie mit einem Musikstück umging, indem sie aus der Grundmelodie eines Liedes etwas Überraschendes und Einzigartiges formte.

Jawohl, die Herausforderung nehme ich an.

I

Es ist ein verregneter Maitag – ein typischer Herbsttag auf der Südhalbkugel. In Sydney ist die Luft angefüllt mit umherwirbelnden Blättern und den Krächzern von Flughunden. Nachmittags rieseln Schauer gleichermaßen auf verwelkende Blumen, hohe Gebäude, Gemüsestände und eine Werbeveranstaltung für den Kauf von Kriegsanleihen auf dem Martin Place. Der Regen spritzt auf das Wasser im Hafen, die Schiffdecks werden glitschig, und an den Kanaldeckeln sammeln sich Kondome und Zigarettenstummel. Er fällt auf die Frauen, die nach Lebensmittelrationen anstehen, auf Fabrikarbeiter an Straßenbahnhaltestellen, wo sie ewig warten, weil Züge ausgefallen sind, auf Einwanderer aus Asien, die nach dem Kriegseintritt Japans auf dem Gelände einer Irrenanstalt zusammengepfercht wurden. Am Abend durchnässt er amerikanische Soldaten, die mit Australierinnen angebandelt haben, auf Prostituierte, die sich ein oder zwei Dollar verdienen wollen, und auf australische Soldaten, die mit amerikanischen GIs in ein Handgemenge verwickelt wurden, da diese ihnen angeblich ihre Mädchen wegschnappen.

Gegen Mitternacht trommelt der Regen sanfte Synkopen auf die Blechdächer der Häuser in der Albion Street. Während Pearl von einer Markise zur nächsten hastete, um mit ihrem Zwillingbruder Martin Schritt zu halten, nahm sie diese Rhythmen wahr und fragte sich, ob er sie auch hörte:

Triolen, Paradiddles, Shuffles, Töne wie ein Herzschlag. Sie war fast achtzehn Jahre alt, und in dieser Nacht vernahm sie zum ersten Mal die Musik des Wetters.

»He!«, rief sie hinter Martin her, der gerade seinen Saxofonkasten an sich drückte, einer überlaufenden Dachrinne auswich und über eine Pfütze sprang. Auch sie umging den Wasserfall aus der Dachrinne und hüpfte über die Lache. Doch sie landete sogleich in der nächsten, und das aufspritzende Nass hinterließ Schlammflecken auf ihrem Kleid. Martin prustete vor Lachen.

Sie waren gerade auf dem Rückweg von einer Vorstellung im Trocadero, dem größten und prächtigsten Tanzsaal auf der gesamten südlichen Erdhalbkugel. Martin spielte das zweite Tenorsaxofon in der Big Band der Männer; Pearl spielte das Altsaxofon in der Big Band der Frauen. Diese beiden Jazzkapellen wechselten sich auf einer Drehbühne ab, die hinten von einer riesigen Muschel aus Glas gestützt wurde; sie war im Art-déco-Stil gehalten und wurde von Hunderten von verschiedenfarbigen Glühbirnen erleuchtet. Die Tanzfläche war gefedert, das Publikum war sehr chic. Und die Zwillinge wussten ganz genau, dass die Bezahlung die beste in ganz Sydney war. Der Nachteil des Trocadero war, dass die Hausorchester jeden Abend praktisch das gleiche Repertoire abspielten – leichte Tanzmusik als Begleitung für Foxtrott und Walzer. Echter, cooler, improvisierter Jazz, Swing oder Blues wurden jedenfalls nicht geboten. Aber genau das wollten die Geschwister noch spielen, aus diesem Grund kämpfte sich Pearl in Martins Fußstapfen durch die Sturmnacht. Beide trugen noch ihre Konzertgarderobe, sie ein weißes Spitzenkleid und hochhackige Schuhe, die inzwischen schlammverschmiert waren, und ihr Bruder einen Frack. Martin führte sie zu dem einzigen Club in der Stadt, wo man ihr erlauben

würde, als Teil einer echten Jazzband bis in die frühen Morgenstunden wirklich abzujazzen. Zumindest hoffte sie, dass man ihr das erlauben würde. Jedenfalls hatte Martin mit dieser Band bereits einige Jamsessions absolviert, doch für Pearl wäre es das erste Mal. Es war erst einige Monate her, seit mit einigen Truppentransportern die ersten schwarzen amerikanischen Soldaten nach Sydney gekommen waren, Truppen, die zur Verstärkung der australischen Streitkräfte an der Front im Pazifik eingesetzt werden sollten. Wegen der amerikanischen Rassentrennungsgesetze durften die Schwarzen die meisten Restaurants und Hotels in Sydney nicht betreten und selbstverständlich auch nicht das vornehme Trocadero. Der Booker T. Washington Club war das einzige Etablissement weit und breit, zu dem farbige GIs Zutritt hatten. Pearl war bis dahin noch nie einem Schwarzen persönlich begegnet, ganz davon zu schweigen, dass sie mit einem von ihnen in einer Band gemeinsam gespielt hätte.

Der kleine Konzertsaal war seitlich an eine alte Villa angebaut, und als die Zwillinge sich dem Gebäude näherten, drang ein Klarinettenriller durch die offenen Fenster. Pearl wurde vor Aufregung und Vorfreude ganz flau im Magen. Sie hasteten die Treppe empor, um auf den äußeren Umgang zu gelangen, dabei schlugen ihnen ihre Instrumentenkästen gegen die Beine. Pearl konnte die Musik hier viel deutlicher hören; drinnen spielten sie eine rasend schnelle Version von *Basin Street Blues*. Sie konnte es nicht fassen, dass sie gleich zum ersten Mal einen ausschließlich von Schwarzen frequentierten Club betreten und Jazzmusik für diejenigen Menschen spielen würde, die als deren Erfinder galten. In diesem Augenblick war sie nicht nur einfach aufgeregt, sondern sie hatte das Gefühl, selbst aufregend zu sein.

Martin drückte die Eingangstür auf und stieß um ein Haar

mit einer jungen australischen Ureinwohnerin zusammen, die offensichtlich für den Einlass zuständig war. Ihre Haut war bräunlich wie helles Mahagoni, also nicht so ebenholzschwarz wie bei den meisten GIs, die Pearl bereits auf den Straßen der Stadt gesehen hatte. Die junge Aborigine trug ein graues Crêpe-Kleid, das ihr viel zu groß und in viele Falten zusammengerafft war.

»Hallo, Roma!«, begrüßte Martin sie. »Das ist meine Schwester Pearl«, erklärte er und fügte überflüssigerweise hinzu: »Meine Zwillingsschwester.« Die beiden Geschwister waren groß und sehr schlank, mit kindlich-puppenhaften Gesichtern und veilchenblauen Augen unter schweren Augenlidern. Pearls aschblondes Haar war eine Spur heller als das von Martin. An diesem Abend hatte sie es zu einem lockeren Knoten hochgebunden und ihn mit ein paar Stricknadeln befestigt. Wegen der Feuchtigkeit hatten sich die Haarsträhnen zu Löckchen gekringelt.

Roma runzelte beim Anblick von Pearl die Stirn. Streng genommen war weißen Frauen der Zutritt zum Club nicht erlaubt, das war klar, doch Martin hatte gegenüber Pearl wiederholt behauptet, dass dieses Verbot nicht sehr streng gehandhabt wurde.

»Sie ist hier, weil sie in der Band mitspielen soll, Roma.«

Die Aborigine stemmte eine Hand in die Hüfte und schürzte die Lippen.

»Na, hör mal, Baby, gib dir einen Ruck!« Martin stellte seinen Instrumentenkasten ab, nahm Roma in die Arme und tanzte mit ihr über die schwarz-weißen Fliesen im Eingangsbereich. Pearl war ein wenig schockiert angesichts der spontanen körperlichen Nähe zwischen den beiden, die fast schon eine Art von zärtlicher Intimität war.

Roma warf den Kopf zurück, wobei sich ihr schwarzes

Haar löste und ihr um die Schulter wirbelte. Das betonte ihren langen, schmalen Hals. Eher halbherzig versuchte sie, sich aus seiner Umarmung zu befreien, was nur zur Folge hatte, dass er sie noch näher an sich heranzog und festhielt. Es wirkte so, als sei Roma Martins Zwillingsschwester und Pearl die Außenseiterin. Als das Musikstück endete, führte Martin seine Partnerin tänzerisch in eine so tiefe Beuge, dass ihre Haarspitzen den Boden berührten.

Nachdem er sie wieder aufgerichtet und sie ihr Gleichgewicht gefunden hatte, gab sie ihm spielerisch einen Stoß vor die Brust. Mit bemüht ernsthafter Miene zeigte sie dann auf Pearl. »Kraftausdrücke sind nicht gestattet. Tanzen ebenfalls nicht und auch kein Herumflirten mit den Jungs.« Sie blinzelte zu Martin hinüber und unterdrückte ein Lächeln. »Damit das klar ist.«

»Hört, hört!«, erwiderte er.

Pearl hob den Arm an die Stirn wie zu einem militärischen Salut. »Aye, aye!«

»Und lassen Sie mir noch ein bisschen Platz auf Ihrer Tanzkarte, Käpt'n«, fügte Martin hinzu und legte seine Hand sacht auf Romas Schulter. »Später möchte ich mit dir noch eine kesse Sohle aufs Parkett legen!«

Roma kicherte und nahm wieder ihren Posten am Eingang ein. Pearl folgte Martin durch eine Bibliothek, an deren Wänden sepiafarbene Fotografien ehrwürdiger Herren in dunklen Anzügen aufgehängt waren. Sie erkannte lediglich Abraham Lincoln an seinem charakteristischen Bart, aber die übrigen Gesichter von Schwarzen waren ihr allesamt unbekannt. Selbst die Namen auf den Messingschildern auf der Unterkante der Rahmen sagten ihr nichts: W.E.B. Du Bois, Marcus Garvey, Booker T. Washington. Das alles – diese Porträtfotografien, das Verhalten ihres Bruders – kam für Pearl so über-

raschend und war ihr so wenig vertraut, dass sie mit einem Mal am liebsten umgekehrt wäre. Sie packte Martin an seinem Frackärmel, und er drehte sich zu ihr um. Als Pearl den Ärmel wieder losließ und den Mund öffnete, um ihn zu bitten, sie nach Hause zu bringen, hakte er sich bei ihr unter und wirbelte sie herum, bevor sie noch einen Ton sagen konnte.

»Machen Sie sich deswegen keinen Kopf, Miss Willis«, entgegnete er mit betont britischem Akzent, »Ihr Prinz wird sich die Ehre geben, Sie zum Tanz zu geleiten.«

Sie musste lachen, und das half ihr, sich ein wenig zu entspannen. Arm in Arm schritten sie durch die Bibliothek, sie schmiegte sich so eng an ihren Bruder, dass sie den zitronigen Geruch der Wäschestärke seines Hemdkragens einatmete. Als die Tür zum Saal aufschwang, fluteten ihr Lachen und Musik entgegen, sodass sie augenblicklich vergaß, wie nervös sie war, und sich weder Gedanken über die Schlammgespritzer auf ihrem Kleid noch über ihre weiße Hautfarbe machte. Einige Fenster waren gesprungen, und die Bühne fiel ein wenig schief zur linken Seite hin ab – der Gesamteindruck war so völlig verschieden im Vergleich zu dem, was sie vom Ballsaal des Trocadero mit seiner Drehbühne und seinen Wandpaneelen aus geschliffenem Glas her kannte. Die Beleuchtung war ziemlich schumdrig, gleichwohl konnte Pearl durch die Schwaden von Zigarettenrauch Gestalten erkennen, die über die Tanzfläche wirbelten, Paare, die sich schnell voneinander weg und wieder aufeinander zu bewegten, eine junge Frau, die einen Salto über den Rücken eines am Boden kauernenden Mannes schlug, und jede Menge Leute mit wild wackelnden Hüften. Alle GIs trugen Uniform, allerdings hatten etliche den Hemdkragen gelockert und die Ärmel aufgerollt, und als Pearl sich an das schummrige Licht gewöhnt hatte, bemerkte sie Schweiß auf vielen Gesichtern.

Jeder der schwarzen GIs hielt eine Farbige im Arm. Pearl hatte gehört, dass das Amerikanische Rote Kreuz jede Menge junge Aborigine-Frauen und -Mädchen von den Pazifikinseln als Tanzpartnerinnen für die Amerikaner rekrutiert hatten. Trotzdem war sie etwas entsetzt, so viele farbige Australierinnen an einem Ort zu sehen. Es fiel ihr auf, dass einige der Tanzpaare ihre Bewegungen verlangsamten, um sie näher in Augenschein nehmen zu können. Die Blicke einiger der jungen Frauen waren unverhüllt feindselig, als ob sie sich durch Pearls Anwesenheit vor den Kopf gestoßen fühlten. Die Männer, die mit ihrem Bier in der Hand nebeneinander an den Wänden standen, stießen sich gegenseitig mit den Ellbogen an und nickten in ihre Richtung. Und mit einem Mal kam sie sich wie ein Fremdling vor. Mit trockenem Mund schaute sie Martin an, der sie kurz anlächelte und ihr komplizenhaft in Großer-Bruder-Manier zuzwinkerte, auch wenn Pearl immerhin zehn Minuten älter war als er.

»Na, komm schon, Schwesterherz«, sagte er und hielt den Kopf schief. »Folge meinen Spuren.« Martin drückte sich mitten durch das Gewühl auf der Tanzfläche, und Pearl folgte ihm wie ein Schatten Richtung Bühne. Den Bandleader, Merv Sent, und sein Quartett, die Senders, kannte sie bereits. In seiner Glanzzeit war Merv der erste Klarinettist des Sydney Symphony Orchestra gewesen; bis zu dem Tag, an dem er – gerüchteweise – mit einer Flasche Rum in der einen und seiner Klarinette in der anderen Hand nach einer zweitägigen Sauf tour auf Sydneys berühmter Harbour Bridge aufwachte. Und zwar oben auf dem Brückenbogen. Wie er in der Nacht zuvor in volltrunkenem Zustand die Klettertour auf der steilen Eisenkonstruktion der Brücke bewältigt hatte, daran konnte er sich nicht erinnern. Die Polizei konnte ihn nur mit Hilfe der Feuerwehr wieder herunterholen. Und als

die Zeitungen über den Vorfall berichteten, wurde er sofort aus dem Orchester entlassen. Die vergangenen Jahre hatte er damit verbracht, in einem Musikkorps beim Militär durch entlegene Armeecamps im australischen Outback zu touren. Doch im Moment war er auf Urlaub und versuchte sich gemeinsam mit den anderen Mitgliedern seiner Band in jener freien Zeit etwas dazuzuverdienen.

In diesem Augenblick endete das Lied, und im ganzen Saal erhob sich der Applaus. Nachdem er wieder abgeebbt war, hörte Pearl ganz deutlich den Regen auf dem Blechdach des Gebäudes wie einen gewaltigen Trommelwirbel.

»Meine Damen und Herren«, lautete die Ansage von Merv, »hier sind Merv Sent und die Senders!«

»Wo treibst du uns denn hin, Merv?«, rief ein Mann mit raumfüllender Stimme und einem Südstaaten-Akzent aus dem Publikum zur Bühne hinauf.

»Ich werde euch alle in den Wahnsinn treiben!«, schrie Merv. Dabei wischte er das Mundstück seiner Klarinette mit dem Saum seines Jacketts ab. »Und ihr könnt mir glauben, es wird nicht lange dauern, bis ihr so weit seid.«

Die Leute lachten und klatschten Beifall.

Merv winkte den Zwillingen zu und bedeutete ihnen, zu der Band auf die Bühne zu kommen. Martin hatte seinen Instrumentenkasten schon geöffnet und setzte sein Tenorsaxofon bereits zusammen. Pearl zögerte noch. Es kam ihr so vor, als würde sie nach wie vor von sämtlichen Anwesenden angestarrt, als ob jeder sich über ihre Hautfarbe und ihre blonden Haare wunderte. Noch nie war sie sich so weiß und so nackt vorgekommen.

Während Martin über die kleine Treppe die Bühne erklimmte, setzte Pearl noch das betagte Altsaxofon zusammen, das sie von ihrem Vater geerbt hatte. Aubrey Willis hatte sei-

nen Kindern die Grundlagen beigebracht, doch seit sie acht Jahre alt waren, nahmen sie Privatstunden am Musikkonservatorium, wo sie klassische Musik, Musiktheorie und Komposition studierten. Aber alles, was die beiden über Jazz wussten, hatten sie sich nur durch das Anhören von Schallplatten und bei Konzerten angeeignet.

Merv zählte den Einsatz zum *St. Louis Blues* herunter, und die Band setzte mit dem ersten Thema ein.

Martin stand bereits im Licht eines Scheinwerfers, und Pearl trat neben ihn. Erneut bemerkte sie, wie sich die Leute auf der Tanzfläche langsamer bewegten, weil sie zu ihr nach oben schauten. Sie hatte schon öfter festgestellt, dass sich Amerikaner vom Anblick einer Jazzsaxofon spielenden jungen Frau hier in Australien irritiert zeigten, manche sogar amüsiert, da sie es anscheinend für so etwas wie eine Jahrmarktsattraktion hielten. Im Anschluss an Vorführungen im Trocadero hatte sie gern im Kreis von amerikanischen Gästen geplaudert, die sie fragten, wo sie es denn gelernt hätte, das Instrument so gut zu spielen. Doch vor amerikanischen Schwarzen hatte sie noch nie gespielt und war sich nicht sicher, wie sie reagieren würden.

Martin gab ihr einen sanften Stoß in die Rippen, sie räusperte sich, stellte die Füße etwas auseinander – so wie er –, und dann begann sie zu spielen. Beim Anblick der Menge auf der Tanzfläche wunderte sie sich über die Vielfalt der verschiedenen Hautfarben. Jede Schattierung war vertreten, von tiefem Blauschwarz über Mahagoni und Milchkaffee bis hin zu Sepiatönen, alles fand sich hier durcheinandergewürfelt im aufsteigenden Dunst der Zigaretten. Und hier wurden keine konventionellen Foxtrotts oder Cha-Cha-Chas gespielt wie im Trocadero. Als die Band zum zweiten Refrain des Songs ansetzte, glitten die Frauen zwischen den gespreizten

Beinen ihrer Tanzpartner hindurch, ihre Plisseeröcke wippen im Gleichklang mit der Musik und Pearl sah, wie sich auf den Hemdrücken der Männer die Schweißflecken immer weiter ausbreiteten. Auch Roma tanzte in ihr Blickfeld, wie sie um einen etwas kurz geratenen schwarzen Amerikaner herumwirbelte und ihr weites Kleid um ihren Körper flatterte wie eine Fahne am Mast.

Die nächste Nummer, die Merv spielen ließ, war *Bugle Call Rag*, ein Wahnsinnstempelied, das Pearl nicht besonders gut kannte. Hinsichtlich der Melodie war sie sich reichlich unsicher, und der Rhythmus ging so schnell, dass sie kaum mithalten konnte. Martin hatte den Rhythmus hingegen mühelos gefunden und blies unverdrossen in sein Saxofon, als ob er die Nummer schon sein ganzes Leben lang mühelos gespielt hätte. Während sie darum kämpfte, den musikalischen Faden nicht zu verlieren, spürte sie, wie das Rohrblatt in ihrem Mundstück zwischen ihren Lippen immer weicher wurde. Es fühlte sich an wie ein schlaffes Stück Gummi und ruinierte den Klang. Sie versuchte, das Tempo zu verlangsamen, anschließend nur harmonisch zu spielen, ärgerte sich aber, als eine Reihe von falschen Tönen ihrem Saxofon entschlüpfte. Die Band hatte den vierten Refrain erreicht und gleich wäre Pearl an der Reihe mit einem Solo, und sie fragte sich bereits, wie um alles auf der Welt sie das schaffen sollte, als sich am anderen Ende des Saales irgendetwas zusammenbraute, jedenfalls buhten und pfffen dort etliche Soldaten, und plötzlich heulte ein weiteres Tenorsaxofon auf.

Durch das Halbdunkel konnte sie nicht richtig erkennen, von wem es gespielt wurde; sie konnte nur die Läufe zwischen den Tonarten erkennen und wie schnell und wohlakzentuiert sie waren. Der Ton schien von überall her gleichzeitig zu kommen, von unterhalb der Tanzfläche, von jeder Wand, sogar

von dem Blechdach schien er herunterzuspringen. Die Papierschlangen an den Fenstern zitterten. Die Menge teilte sich, und nun konnte Pearl ein golden schimmerndes Tenorsaxofon erkennen, das sich wie ein Blinklicht im Nebel immer weiter in die Mitte des Raums schob, gefolgt von einem großen Mann, der darauf spielte. Er spielte so laut, dass Pearl kaum mehr die Akkordwechsel des Pianisten hören konnte und ihr Instrument schließlich absetzte. Der Mann schwang sich in den Hüften mühelos von einer Seite zur anderen, als wäre das Instrument seine Tanzpartnerin. Während er die Bühnentreppe hinaufstieg, kamen sämtliche Tänzer zum Stillstand und warteten gespannt, was als Nächstes passieren würde.

Der fremde Saxofonist war gut über eins achtzig groß und trug die übliche amerikanische Uniformhose mit dazugehörigem Hemd. Wie alle anwesenden Männer war er glatt rasiert, und seine schwarze Haarkrause war sehr kurz geschnitten. Seine Haut war allerdings heller als die der übrigen – ein heller Walnusston –, und sie glänzte von Schweiß. Um ihn besser beobachten zu können, trat Pearl einen Schritt zur Seite. Er hatte seinen Blick auf die verschiedenfarbigen Glühbirnen gerichtet, sein Gesichtsausdruck wirkte nachdenklich und etwas traurig.

Am Ende des folgenden Refrains brach die Menge in so lauten Jubel aus, dass er weiterspielte. Bald wechselte er bei seinem Solo zwischen den Tonarten hin und her. An einer Stelle gelang es ihm, ein hartes Stakkato so klingen zu lassen, als würde er eine Frau immer wieder auf den Mund küssen, und er hatte irgendeinen Dreh mit dem Zwerchfell heraus, der es ihm ermöglichte, auf einem einzigen ununterbrochenen Atem zu spielen; doch Pearl konnte nicht erkennen, wie er das machte. Mal knurrte das Saxofon, kurz darauf winselte es, dann schraubte es sich in ein Crescendo von dreigestri-

chenen hohen Noten. Noch nie hatte sie jemanden so spielen hören, auch nicht auf den vielen amerikanischen Schallplatten, die sie kannte.

Sie hatte so großen Respekt vor ihm, dass sie ihren Einsatz verpasste; oder vielmehr, sie war einfach zu sehr eingeschüchtert. Es war ein Gefühl ähnlich wie Lampenfieber, nur noch viel schlimmer. Bei dem Versuch, sich unauffällig von den anderen Musikern zurückzuziehen, unterlief ihr im Schatten ein Fehltritt, und sie stolperte die Bühnentreppe hinunter. Sie hörte das Gelächter aus der Menge, konnte das Grinsen auf den Gesichtern der vorbeigleitenden Tänzer sehen, einschließlich das von Roma, die sich inzwischen ihrer Schuhe entledigt hatte und nun mit einem wesentlich größeren Mann unterwegs war als vorhin. Pearl lehnte ihr Saxofon unwillig an den offen stehenden Instrumentenkasten und tauchte gedemütigt in der Menge unter; am liebsten wäre es ihr, sie wäre vom Erdboden verschluckt. Die Band gab nur noch gedämpfte Töne von sich, und über allem erklang der triumphale Heulton dieses verdammten Saxofonisten.

Trotz der lauten Musik hörte Pearl, wie ihr Bruder ihren Namen rief, aber sie reagierte nicht darauf, sondern rauschte durch das zigarettengeschwängerte Licht Richtung Ausgang.

Auf der überdachten Veranda draußen lehnte sie sich gegen die Hauswand und atmete tief durch. Noch nie im Leben hatte sie sich dermaßen zum Narren gemacht – weder beim Vom-Blatt-Spielen in der Prüfung am Konservatorium noch bei ihrem ersten wirklichen Konzertauftritt mit Miss Mollys Sunshine Orchestra. Selbst ihrem Bandleader im Trocadero war es gelungen, sie glauben zu machen, sie sei eine Art musikalisches Wunderkind, auch wenn sie stets den Verdacht hatte, er wolle sie ein wenig aufmuntern, weil sie eine junge Frau war.

Die Band hatte soeben *Bugle Call Rag* beendet, und sie konnte von drinnen den aufbrandenden Beifall hören. Pearl fing vor Kälte zu zittern an und rieb sich die Arme. Außerdem schalt sie sich selbst, da sie ohne ihr Saxofon weggerannt war. Es würde ihr nichts anderes übrig bleiben, als noch einmal nach drinnen zu gehen, um es abzuholen, bevor sie sich auf den Heimweg machte. Vielleicht würde Martin ihr das Instrument nach draußen bringen, oder sie könnte eine der Frauen an der Garderobe bitten, es für sie zu holen. Noch während sie überlegte, erschien der Mann, der das beeindruckende wilde Solo gespielt hatte, und hielt ihr den Kasten hin. So aus der Nähe gesehen war er einen halben Kopf größer als sie, und sie musste ihren Kopf in den Nacken legen, um ihm ins Gesicht schauen zu können. In dem dämmerigen Lichtschein, der vom Eingang her herüberdrang, wirkte seine Haut nicht mehr so hell wie vorhin im Saal. Sie hatte jetzt eher die Farbe von nassem Sand. Doch seine Zähne schimmerten strahlend weiß, als er sie anlächelte, und ihr fiel auf, dass er wunderschöne lange Wimpern rund um seine graublauen Augen hatte.

»Herzchen«, sagte er, »du verstehst wirklich was vom Saxofonspielen!« Sein weicher, melodischer Akzent verriet eindeutig seine Herkunft aus den amerikanischen Südstaaten.

Pearl streckte die Hand aus, um den Instrumentenkasten entgegenzunehmen, aber mit seiner freien Hand umfasste er ihr Handgelenk.

»Das war ein schlechtes Rohrblatt«, sagte er. »Das passiert auch dem besten Könnern.«

Sie war sich nicht sicher, ob er das ironisch meinte oder nicht, daher nickte sie.

Er stellte den Kasten ab, zog eine Packung Zigaretten hervor und bot ihr eine an.

Pearl zögerte. Eigentlich rauchte sie nicht, doch ein erneuter Blick in seine graublauen Augen ließ sie innerlich erschauern. Da sie erwachsen und weltgewandt erscheinen wollte, zog sie eine Zigarette aus dem Päckchen und steckte sie sich zwischen die Lippen.

Er zündete ein Streichholz an und gab ihr Feuer, dann hielt er es an seine eigene Zigarette. Während Pearl vorsichtig und halbherzig an ihrer Zigarette zog, standen sie sich einige Augenblicke lang wortlos gegenüber.

»Wo haben Sie denn so zu spielen gelernt?« Etwas Rauch drang aus ihrer Nase, und sie fing an zu husten.

»Atme durch den Mund aus«, riet er ihr mit einem Lächeln. »Sonst verschluckst du dich.«

Sie schnaubte und zog noch einmal kurz an der Zigarette.

»Wo ich herkomme«, begann er und ließ seinen Blick über den nassen Rasen schweifen, »spielt beinahe jeder ein Instrument. Da gibt's sonst nicht so viel zu tun.«

Pearl tippte mit dem Finger auf ihre Zigarette, obwohl es noch gar nicht nötig war, Asche abzustreifen. »Und wo kommen Sie dann her?«

»Loui-si-ana«, erwiderte er ganz langgezogen, lehnte sich näher zu ihr und flüsterte: »Dem Heimatland der Teufelsmusik.« Er weitete in übertriebener Weise seine Nasenlöcher und seine Augen zu einer kurzen Grimasse und fing an zu lachen.

»Also aus New Orleans?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich bin auf einer Farm nahe an der Grenze zu Mississippi aufgewachsen. Aber in New Orleans bin ich oft gewesen. Beim ersten Mal war ich sieben und zusammen mit meinem Cousin dort. Da habe ich zum ersten Mal King Oliver spielen hören.«

Als er diese magischen Worte »King Oliver« nannte, setzte

bei Pearl beinahe der Atem aus. Sie kannte diesen großartigen Trompeter nur von einigen Schallplatten ihres Bandleaders.

»Sie haben *den* King Oliver tatsächlich selbst erlebt?«

Er nickte. »Das war auf einem Raddampfer.«

»Den Mann, der der Lehrer von Louis Armstrong war?«

»Genau der.«

Die Zigarette qualmte in ihrer Hand vor sich hin; Pearl hatte sie ganz vergessen. »Wie hörte sich das an?«

»Gut«, antwortete er einfach. »Er konnte jedes beliebige Lied von unten nach oben, von außen nach innen variieren, konnte es gegen die Wand schlagen und an die Decke schmeißen.«

Er schnalzte seine Kippe in einen Abfalleimer. Pearl wollte es nachmachen, doch sie zielte daneben und musste hinter der halb gerauchten Zigarette hinterherrennen, die über den Verandaboden rollte.

Verlegen sah sie zu dem Saxofonisten auf, der sich, wie sie sehr wohl bemerkte, alle Mühe gab, nicht vor Lachen loszuprusten.

»Herzchen«, sagte er, »wie heißt du eigentlich?«

»Pearl.«

»Nun denn, Pearl, ich heiße James.« Er streckte ihr seine Hand entgegen, und sie bemerkte, wie groß sie war. »James Washington.«

Als er ihr die Hand schüttelte, kam es ihr so vor, als hätte sie ihre in einen warmen Fausthandschuh gesteckt. »Seit wann bist du denn schon in Sydney, James?«

»Fast eine Woche. Aber bis heute Abend musste ich in unserem Camp bleiben und habe bisher noch kein bisschen von der Stadt gesehen.« Er lehnte sich nahe an sie heran und steckte eine ihrer Haarlocken hinter ihr Ohr. »Mit Ausnahme von dir natürlich. Du bist ein sehr hübscher Anblick.«



Mandy Sayer

Bis ans Ende des Horizonts

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-38037-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Oktober 2012

Zwischen Krieg und Frieden. Zwischen Liebe und Pflicht.

Sydney, 1942. Die junge Pearl spielt leidenschaftlich gern Saxophon. In einer schicksalhaften Nacht trifft sie den schwarzen GI James, und ein paar glückliche Wochen lang verlieren sie sich gemeinsam in der Musik und in einer heimlichen Liebe. Denn die Gesellschaft verurteilt ihre Beziehung, und der Krieg droht, alles zu zerstören. Als James in ein gefährliches Gebiet fernab von Australien versetzt wird, ist Pearl zu allem bereit, um ihn wiederzusehen. Sie ersinnt einen waghalsigen Plan – und stellt sich den Regeln der Zeit und der über allem schwebenden Gefahr des Krieges entgegen ...